

**Zeitschrift:** Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge  
**Herausgeber:** Bioforum Schweiz  
**Band:** 1 (1946)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Fruchtbarer Boden  
**Autor:** Bohnenblust, Fritz  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-890873>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.12.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# FRUCHTBARER Boden

FRITZ BOHNENBLUST

Herbstwolken hängen über der weiten Stille unseres Bauernlandes. Sie dämpfen das Sonnenlicht, dessen Strahlen ohnehin täglich tiefer und scheinbar aus weiterer Ferne als den Sommer über in die Felder fallen.

Im halben Zwielight, nicht mehr vom stechenden Geschmeiß geärgert, schaffen die Bauersleute ruhiger, bedächtiger als während der heißen Wochen. Heu und Emd, das reife Korn, das mußte man oft genug dem Tag und dem Wetter nur so abstehlen. Die Herbstfrucht drängt weniger rasch zur Ernte, doch muß neue Saat zeitig genug in die Schollen gestreut sein, und der viele Regen hat die Landarbeit stark gehindert.

Ein wenig seitab werkt der Bauer an seiner Kartoffelfurche; er gräbt, schüttelt die Knollen ab und wirft die Stauden an eine ordentliche Reihe. Bisweilen schickt er einen prüfenden Blick die Furchen entlang, gibt Anweisungen oder ermuntert junge Aufleser, denen der Kratten zu schwer und der Halbtag zu lang werden will. Dann bringt er das Gleichmaß der Arbeit mit, daß er selber in Gedanken hängen bleibt.

Da liegt des Meisters Welt, sein Heimwesen, sonnseits einer weiten Mulde, deren steilste Seiten der Wald besetzt hält. Von

der Egg herunter steigt ein Karrweg Kirschbäumen entlang nach den Hofgebäuden und weiter ins Tal. Breit schirmend ragt das Dach des Bauernhauses aus einem Kronenwald; Speicher und Stöckli werden von den alten Birn- und Äpfelbäumen schier verschlungen. Hier ist der Sitz eines königlichen Reiches, das sich heute noch Speise und Trankes halber und in viel anderer Lebensnotdurft selbst genügt. Diese Wiesen und Äcker, diese Bäume leben m i t den Menschen; sie haben alle ihre Eigenheiten, um deretwillen man sie kennen, gleichsam mit ihnen verhandeln und einig werden muß. Ihr Gedeihen ist des Bauern Glück, ihr Mißraten sein Kummer.

Wenn er so mitten drin steht in seiner Sonnhalde, ein Pfleger vielgestaltigen Lebens, das alles in seiner Weise dem andern dient, dann mag der Bauer wohl Genugtuung empfinden, hier ein Meister sein zu dürfen, Weg und Werk weisend, bis die Frucht geborgen ist. Diese Erde nährte und wird nähren, unwandelbar treu dem Bebauer als ihrem Fürsorger; den Ackerboden trifft keine Schuld, wenn immer wieder fremde Gewalt den Segen der Ernte zunichte macht. Es sind aber nicht Hagel oder Frost, Nässe oder Dürre, vor denen dem Bauern am meisten bangt. Mit den ungewissen Gewalten der Natur hat er schon immer gerechnet und ihre Schläge ertragen gelernt. Flammen Blitze durch die Sommernacht, dann heißt es aufstehen und Unvermeidliches in betendem Schweigen erwarten.

**Es gibt aber Schaden, der wird von Menschen bewirkt, der ist nicht unabwendbar, und es gibt unsichtbare Ernten, die zählen mehr, als was mit Maß und Stein gewogen wird.**

Der Bauer läßt einen Blick über seinen Acker gleiten. Da werken sie alle an derselben Furche, Alte und Junge, eigene und fremde Leute. Die einen verrichten mehr, die andern weniger, je nach Kraft und Geschick. Das weiß der Bauer, und darum anerkennt er jedes ehrliche Bemühen. Erst recht erweist sich die Bäuerin um ihre Helfer besorgt: «Übertue der nid öppe, Lise-

bethli, du bist doch afe starch schiniert wäge der Gsüchti!» mahnt sie beim Einschenken des Znünikaffees das alte Taunerfraueli. Dem strahlt das Glück, trotz seiner nachlassenden Kräfte gleich gewertet zu sein, aus dem verwetterten Gesichtlein. «Mi macht, was me ma, mi blybt äbe nid gäng jung.» Noch einmal so geschwind werden bis zum Mittag seine Knollen in die Kratten poltern.

So wird jener andere Ackerboden bestellt und gepflegt, von dem wir alle ein gutes Stück anvertraut erhielten. Es gilt, die Wiesen und Äcker des menschlichen Wesens selbst aufzulockern, daß Wärme, Licht und Nährkraft ihr Werk tun können. Der Boden unseres Gemütes, Verstand und Wille, kann genau so steinreich und wenig abträglich sein wie ein magerer Gratriemen, oder er kann in groben Schollen liegen, denen nur strengste Arbeit Frucht abringen wird. Wir Menschen müssen miteinander leben, einander zuleide oder zur Freude. In Stube und Stall, am Waschbrett so gut wie um den Graswagen herum zeigt sich immer wieder, wieviel wir schon ausgerichtet haben gegen die zähen Unkräuter Mißgunst, Trägheit, Übelnehmen, Starrköpfigkeit und wie die menschlichen Blackenstöcke alle heißen. **Was gelten volle Scheunen und Keller, wenn Wohnstuben, Knechte-Gaden und -Herzen liebeleer bleiben, und auf den Segen von oben nichts gegeben wird?** Unser eigenes Wesen muß immer wieder unter den Pflug genommen und dem Einwirken himmlischer Kräfte gleich, dem Regen und der Sonne offen gehalten werden. Wir sollten selber reichste Ernten zum Reifen bringen, und unsere Erntefeier wird allererst eine innerliche sein, ein Dank für all das, was wir an unsichtbarem Segen erfahren durften.

Echte Volksfreunde, unsere Dichter und Volkserzieher, ein **Jeremias Gotthelf** und **Simon Gfeller** haben oft und eindringlich von diesem doppelten Ackerwerk, der sichtbaren und unsichtbaren Ernte gesagt. Sie sind selber auf unserer Heimaterde ge-

wachsen, wurden aber Entdecker ihrer Schönheit und Fruchtkraft. Ihr ganzes Lebenswerk weist darauf hin, was fruchtbarer Boden ist und vermag, wie er gepflegt sein muß. **Säen, Wachsen und Fruchtragen wird bei ihnen zum Gleichnis. Was da draußen zum Schauen bestellt in Farben lacht und manchmal im Reif erstirbt, das ist Abbild innerer Welt, des seelischen Seins. Hier geschieht, was über dem Leben entscheidet.** Üppig wuchert das Unkraut; diese Männer reuteten unnachsichtig, warfen in manchem Dornenacker die erste Furche, unerschrocken, gehorsam innerer Pflicht. Muß doch wilder Boden erst gesäubert sein, bevor er gute Saat aufgehen lassen kann. Die Dichterbücher lehren auch, welche Mittel inneres Wachstum fördern, wie schön wir es haben könnten, wenn wir nur alle guten Kräfte walten und wirken ließen.

Wie verlangt doch das unscheinbarste Menschendasein nach Sonnenschein und erquickendem Regen. Wo Liebe und Gutmeinen daheim sind, Kraft des einzelnen und in der Gemeinschaft, da läßt sich schwerer Schaden wenden. Solche Gedanken haben Gotthelf und Simon Gfeller in ihren Erzählungen oft ausgesprochen; sie bebauten in schönster und tiefgründigster Weise den Acker des menschlichen Herzens, überzeugt, daß nichts so dringlich ist für das Genesen der Welt, als daß unsere Innenwelt in Ordnung gebracht werde und geistiger Boden gute Frucht trage.

Solches Sinnen mag unsern Bauern bewegt haben, wenn er auf einen Augenblick mit der Arbeit inne hielt und sein kleines Reich betrachtete. Gewiß hat er damit nichts versäumt, aber Verheißungsvolles gewinnen können.

Herbstwolken ziehen dahin und vergehen . . . Legen wir uns alle, an welchem Ort wir immer unser Werk verrichten, mit jedem neuen Tag die Frage vor: was ist das Wichtigste auf dieser Welt, was bringt unvergängliche Frucht?